Der Wanderer und der Bach

Autor(en): **Greif, Martin**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 12

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-637294

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 12 - 1933 * Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern * 23. Jahrgang

Der Wanderer und der Bach. Von Martin Greif.

Wohin, o Bächlein, schnelle?
„Hinab ins Tal."
Verhalte deine Welle.
„Ein andermal."

Was treibt dich so von hinnen?
„Ei, hielt ich je?"
Willst du nicht ruhn und sinnen?
„Ja dort im See."

Bist du schon gram der Erden?
„Ich eile zu."
Du wirst schon stille werden.
„Nicht minder du!"

Annas Irrwege. Roman von Sophie Jacot Des Combes.

12

Ich überlegte. Von jeher lag in einem Schriftstück für mich etwas Unheimliches, da ich vom Vater wußte: „geschriebenes Wort ist bindend, aber für einen Ehrenmann ist das gesprochene genau so", pflegte er hinzuzusetzen. Und dann kam mir noch etwas ins Gedächtnis: er hatte mir an einer Weihnachten einen Tintenwischer geschenkt, auf dem stand: „Was du nicht sicher weißt, rede und schreibe nie!" — Wie einem in entscheidenden Augenblicken so dumm scheinende Sachen einfallen, sah ich den Tintenwischer von rotem gepreßtem Leder vor mir, als wollte mich die ganze liebe häusliche Ehrenhaftigkeit in einer der folgenschwersten Stunden gegen den verkörperten Leichtsinn stützen und tragen. Ich benützte aber diese Erinnerung leider nur zu Frau Hüppis Gunsten, indem ich auf ihr gesprochenes Wort baute und zu meiner Sicherheit weiter nichts verlangte, als daß sie ihr feierliches Versprechen wiederholte, den Brief an Ceromsky vor meinen Augen zu verbrennen, sobald er ihr gedient habe.

Sie versprach, ach wie gerne sie versprach, alles was ich wollte, so oft ich wollte, begeistert, berauscht über meine Liebe und Treue und zerknirscht, daß sie je etwas Schlechtes habe von mir denken können, nein, eigentlich habe sie es auch gar nicht gedacht, es sei ihr nur so entfallen in der Aufregung. —

Sie hatte den Füllfederhalter aufgeschraubt, klopfte einen schwarzen Tropfen auf das rosarote Löschblatt, und ich schrieb den Brief.

Es waren nur fünf oder sechs Zeilen, und als er geschrieben da lag, fand ich schon selbst kaum mehr etwas Schlimmes dran, besonders in der Gewißheit, daß er ja morgen schon ein Raub der Flammen sein würde.

Dieses Morgen! Mein Andreas, wir wollen beide einmal tief Atem holen, damit wir es miteinander bestehen, in der Erinnerung, dieses Morgen!

Hüppi erschien am Mittag an unserer Tafel; ganz überraschend war er gekommen. Er sah mich mit traurigen Augen an, und ich senkte die meinen.

Am Nachmittag saß ich an meiner Maschine, beide Fensterflügel waren geöffnet, und warme, sonnige Sommerluft strömte mir um Haupt und Hände. Ich hatte meine Arbeit in den Schoß sinken lassen und sann mit weit offenen Augen dem flimmernden Grün des einzigen großen Birnbaums nach, der in dem kleinen Hausgärtchen stand. Ich dachte an Volketswil und an den Nachmittag, den ich im Walde lesend verbracht, so gewiß damals, als ich mein Buch zumachte, nun zu wissen, was Liebe sei. „So grenzenlos ist meine Huld, die Liebe, so tief ja wie das Meer. Je mehr ich gebe, je mehr auch hab ich; beides ist unendlich." Diese Worte, die mir als halbes Kind so groß und herrlich geschienen, daß ich sie noch jetzt mit der leise dem Wind sich anschmiegenden Bewegung der Blätter vor mich hintönen ließ, wurden mir, je mehr sie mich mit dem alten Zauber binden wollten, desto heftiger von meiner tiefen sehnenden Qual verneint. Je mehr ich hatte geben wollen, desto mehr nahm man mir. Frau Hüppi, der ich mich mit tausend seligen Freuden wie ein Kind der Mutter anvertraute, verwendete mich als Konjunktur, soviel wußte ich nun sicher. Herr Hüppi, den ich verehrte und liebte, fand Jubel in meinen Schmerzen. Ich aber wollte einen Herzschlag fühlen, der mit meinem zusammenschlug, der mein Leid mit Leid, meine Freude mit Freude empfand. — So träumte ich, als gräßlich die Telephonklingel durchs Zimmer schrillte.